

Das Juwel.

Gumorelle von Friz Ernst.

Der Herr Kommerzienrath Seiler sah in seinem Privat-Komptoir, einer bequämlich eingerichteten Kammer, und sah die eingelaufene Post durch. „Hurrah!“ rief er plötzlich, ein Briefblatt wie eine Fahne über seinem Haupte schwenkend und im Aufspringen den Schreibstift umwerfend — „Hurrah! Das ist eine famosse Idee von dem Jungen! Doch ein Brachisterei, hat sein Doctor-Gramen gemacht, sogar sehr früh gemacht, und der Erste, dem er es meldet, bin ich. — Nun freilich, ich bin ja gewissermaßen sein Vater, habe ihn ja erzogen von seinen ersten Gehehrjahren an (in Herrn Seilers Stimme machte sich eine schluchzende Rührung bemerkbar), von seinen ersten Gehehrjahren an, bis er die Hochschule bezog. — Ob er bekommen darf, um mit seinem Vater — er schreibt doch Vater? — ja, Vater nennt er mich — um mit seinem Vater über seine Zukunft zu berathen und sich ein wenig von den Anstrengungen des Gramens zu erholen? Aber natürlich! Eigentlich sollte er weniger lange gefragt haben, sondern gleich gekommen sein!“ Herr Seiler eilte zu dem neben seinem Schreibtisch angebrachten Sprachrohr, das nach der unteren Etage führte. — „Heinrich!“ — Herr Kommerzienrath? — was wünschen Herr Kommerzienrath?“ — „Romm mal sofort herauf, Du mußt ein Telegramm besorgen!“ — „Jawohl, Herr Kommerzienrath!“

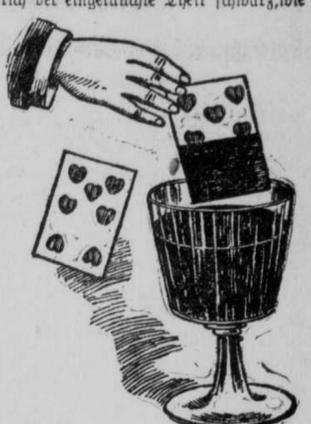
tebens morgen früh ein hübscher, kleiner Küsschen aufgestellt wird — dir ist ja die Marke „Juwel“ besonders gerühmt worden — und dann hat es unser Rudolph, wenn er morgen Mittag kommt, so warm und mollig, als er es sich nur irgendwie wünschen kann. — Natürlich werde ich heute noch die nöthigen Möbel kaufen.“ „Möbel kaufen?! Aber Herr Kommerzienrath, wir haben doch auf'n Boden noch so ne Menge schöne Sachen, die damals rauf gekommen sind, als Se damals hier die große Umtempelung gemacht haben, Herr Kommerzienrath, wo werden Se denn da neue kaufen, Herr Kommerzienrath, die kommen nachher doch bloß auf'n Boden.“ „Ja, lieber Heinrich, das wäre ja ganz schön. Aber wenn ich die Möbel vom Boden haben will, dann muß ich meiner Tochter, die doch alle die Schlüssel hat, sagen warum. Und das will ich nicht, denn ich möchte gerne sehen, was Bertha für ein Gesicht macht, wenn sie Rudolph so plötzlich sieht.“ „Ach so, Herr Kommerzienrath, hm, hm, ich verstehe schon, Herr Kommerzienrath.“ „Was? Du verstehst? Nun einsteilen hast Du gar nichts zu verstehen, und Dein schlaues Grinsen kannst Du Dir auch sparen. — Hörst Du, Du verstehst nicht, und wenn Du plauderst, so find wir geschiedene Leute.“ „Aber Herr Kommerzienrath, ich bin so stumm wie 'n mariniertes Hering.“ „Nun gut, und Du wirst dafür sorgen, daß, wenn die Möbel und der Ofen kommen, alles von der Hintergaße aus an Ort und Stelle gebracht wird.“ „Gewiß, Herr Kommerzienrath, wird alles besorgt, Herr Kommerzienrath.“ Der Kommerzienrath und Konserfabrikant Seiler sah auch an dem nächsten Vormittage mit hochzufriedener Miene in seinem Privatkomptoir. Er hatte seinen die Einrichtung des Zimmers, das seinen geliebten Neffen und Pflegeohn aufnehmen sollte, einer Inspektion unterzogen und gefunden, daß alles gut war. Jetzt war Heinrich unten beschäftigt, das „Juwel“, ein wahres Prachtstück von einem Küsschen, anzuheizen, und er hatte Befehl, seine dabei gemachten Beobachtungen durch das Sprachrohr herauf zu rufen. Herr Seiler gedachte jener Zeiten, da Rudolph noch in seinem Hause war und ihm den verjagten geliebten Sohn ersah. Rudolph war ein wilder Bursche gewesen, stets voll toller Streiche, und doch ein herzerguter Junge, in dem nur ein Uebermaß an Kraft nach Berthas Rang. Auf der Schule ließ er alle anderen weit hinter sich. War es da verwunderlich, daß Herr Seiler davon träumte, der Pflegeohn möge dereinst sein Schwiegerohn werden? Und diese Hoffnungen waren seiner Meinung nach durchaus begründet. Plötzlich wurde der Kommerzienrath aus seinen Träumereien emporgerissen durch den Eintritt eines Lehrlings, der ihm die Bitte des Profuristen überbrachte, diesem eine wichtige, unausschiebbare Unterredung zu gewähren, mit der Anfrage, ob der Herr Chef den Besuch des Profuristen wünsche, oder selbst in's Bureau kommen wolle. Herr Seiler sah nach der Uhr. Hm, noch zwei Stunden bis zu dem Zug, mit dem Rudolph dem Telegramm gemäß eintreffen sollte. — „Ja, ich werde sofort zu Herrn Schmidt kommen.“ — Schnell verschloß er, als Mann der Ordnung, die lose dalkiegenden Papiere und verließ das Zimmer. Raum waren die Schritte des Kommerzienrathes verhallt, da öffnete sich abermals die Thür und herein trat ein junger Mann im Reifetostium, einen leichten Koffer in der Hand tragend. „Hm, Onkel nicht hier? Pflanze doch sonst um diese Zeit emsig zu arbeiten. Na, kann auch in den Bureaus ober drüben in der Fabrik sein. Jedenfalls aber will ich hier warten.“ Er stellte seinen Handkoffer in eine Ecke, ließ sich auf die unter der Bibliothek stehende Chaiselongue nieder und schaute sich im Zimmer um. „Biel verändert in den Jahren, da ich nicht mehr hier war. — Ah — Berthchen! — Ja, so muß sie aussehen, die Goldselige, das ist ihr liebes Gesichtchen, und ich begreife den Onkel, daß er diesem Bilde den Ehrenplatz giebt. — Aber doch nur ein Bild, ich wünschte, ich hätte erst das Original vor mir.“ „Wen, mein Herr?“ — „Klang hinter ihm eine silberne Stimme, und herumfahrend gewahrte er die Erfüllung seines Wunsches. „Bertha!“ — „Rudolph!“ Gleichzeitig tönten die Rufe von beiden Seiten, und die beiden jungen Menschen kletterten umschlangen sich in stürmischer Freude, die den Lippen des einen das Finden der des anderen bedeutend erleichterte. Dann aber prallten sie erschreckt auseinander, wie zwei Kinder, denen nach verübter Missethat das Gewissen schlägt. — Sie waren beide roth geworden bis an die Haare hinauf, und ein banales Schweigen machte dem einen die Situation so peinlich wie dem anderen. „Wie groß und stark Du geworden bist!“ brach Bertha endlich den auf ihnen liegenden Bann. — „Und wie schön und blühend Du!“ gab Rudolph begeistert zurück. — „Ach, geh, Du willst mich bloß wieder necken, wie Du

es immer gethan hast.“ — „Aber nicht doch! Ich verzeihe Dich, Du bist das schönste, liebste Kind, das ich je gesehen habe!“ — „Du, wenn Du jetzt nicht artig bist, dann bekommst Du nicht zu essen, schon deshalb, weil Du Dich nicht angederbt hast.“ „Bis jetzt ist allens Quaal um Blut!“ tönte es da plötzlich von der Gegend des Schreibtisches her, und erstaunt sahen sich die beiden jungen Leute um. Da sie nichts entdecken konnten, wurden sie wieder verlegen, bis Rudolph begann: „Sagst Du nicht, ich hätte mich nicht angederbt? Aber ich habe doch dem Onkel geschrieben, daß ich mein Gramen glänzend besaßen, und er telegraphirte mir darauf, ich solle mich so einrichten, daß ich heute Mittag hier sei. Allerdings bin ich eine ganz andere Tour gefahren und deshalb schon zwei Stunden früher angekommen. Wenn aber der Onkel Dir nichts von meinem Kommen gesagt hat, dann kann ich nur annehmen, daß er Dich überlassen wollte, und nun, Berthchen, sagst Du mir, daß ich mich nicht angederbt habe, was ich mir sagen, ob die Ueberredung eine angenehme war?“ „Na, nu fängt er endlich Feuer!“ — „Lies sich die räthselhafte Stimme wieder vornehmen und schnitt Bertha die Antwort ab. Rudolph, der, ganz in den Anblick des jungen Mädchens vertieft, den Zwischenruf nicht gehört hatte, deutete ihr Schweigen anders. — „Berthchen,“ fuhr er dringender fort, „die Jahre, seit ich dies Haus verlassen habe, waren Jahre heißer Arbeit sowohl als auch reicher Jugendlust. Aber im Hofsaal, auf dem Sportplatz, im Kreise der Freunde, überall schwebte mir Dein liebes Gesichtchen vor, im Wachen und im Träumen warst Du meine stete Begleiterin.“ „Jetzt kommt er richtig in Zug!“ — „Klang es dazwischen und legte Bertha eine Blutwelle über das Gesicht, während Rudolph ganz verwirrt wurde und fragte: „Ja, Berthchen, wer spricht denn hier fortwährend?“ „Ach Gott, ich weiß es ja auch nicht; es muß wohl draußen sein. Mir ist es schon ganz unheimlich.“ „O, Du tanst ganz beruhigt sein — unter meinem Schutze bist Du sicher gegen jede Anfechtung.“ „Nu quälst er wieder wie toll!“ — „Klang die Stimme aus dem Hintergrunde, und mit den Worten, da war es wieder!“ erhoben sich die beiden jungen Leute und gingen nun an, das ganze Zimmer einer genauen Durchsichtigung zu unterziehen — natürlich resultatlos. — Berthchen stiegen die Thränen in die Augen, denn die Sache wurde ihr thatsächlich unheimlich. Rudolph suchte ihr Muth einzusprechen: „Berthchen, dich doch, Berthchen, was kann es denn sein, höchstens ein Selbstgespräch, das jemand in der Nähe führt. Was auch immer Du denn fürchten? Ich werde meine schützende Hand über Dich halten, dich beschirmen und hüten, als mein kostbares Juwel!“ „Das soll 'n Juwel sein?! — 'n oles abenluder is es!“ — „Berthchen und sprachlos sahen sich beide an. Auch Rudolph konnte sich eines merkwürdigen Gefühls nicht erwehren, da ihm ganz räthselhaft blieb, wo die geheimnißvolle Stimme ihren Ursprung hatte. Schließlich aber sagte er sich, daß es wohl kaum etwas Uebernatürliches sein könne, und so zog er die leise weinende Bertha auf die Chaiselongue nieder und setzte sich, ihre Hände fassend, neben sie. „Sage, Berthchen mein Schatz, hast Du denn wirklich Furcht in meiner Nähe? Doch gewiß nicht!“ „Nu, fängt er wieder son bischen an!“ — „Daß nur jene räthselhafte Stimme, wer weiß, wer sich da einen unpassenden Scherz macht. Hat der Laster aber soviel gehört, dann mag er auch noch mehr hören. Bertha, mein Kleinkind, würdest Du Dich meinem Schutze nicht für's ganze Leben anvertrauen?“ „Mens Feuer un Flamme! — Nu wird er warm!“ — „Du sagst nicht nein? — Du entziehst Dich mir nicht? O, dann, dann lasse ich Dich auch nicht mehr, mein Lieb, mein Weib, mein — ja, noch einmal — mein Juwel!“ „Na, das ist doch noch was fort's Neulich! — Aber „Juwel“ is davor noch die reine Beleidigung!“ „Meinst Du, Heinrich?“ — „Tönte da aus der Schreibtischdecke hinter den Liebenden eine zweite kräftige Stimme, und ganz konzentriert aus ihrer innigen Umaemung auffahrend blickten Bertha und Rudolph in das seltsam leuchtende Gesicht ihres wirklichen Pfleges- und Schwiegervaters. „Jawohl, Herr Kommerzienrath. Ich fürchte bloß, unken Rudolph wird auf die Weise der Kopp zu warm gemacht, um wenn er denn, ne blöthliche Abkühlung trachtet.“ — „Keine Anst!“ rief Herr Seiler durch's Sprachrohr hinab, „das steht mir hier nicht nach Abkühlung aus! — Aber nun komm schnell herauf, hier oben giebt es eine gute Neuzigkeit!“ „Eine gute Neuzigkeit?! — Hurra! Rudolph!“ „Und Bertha!“ rief Herr Seiler. „In Bertha!“ — „Fräulein Bertha natürlich, Herr Kommerzienrath. Rudolph un Bertha! — Aber, Herr Kommerzienrath, hab' ich nicht immer gesagt, Rudolph is 'n dicker Junge, Herr Kommerzienrath!“

Der letzte Kuß. Skizze von Marie v. Glaser. Fünf Jahre lang waren sie verheiratet; fünf Jahre lang waren sie neben einander her gegangen, in fester Liebe, in vollstem Vertrauen und Verstehen, in geistiger Verbundenheit, in weltlichem Frohsinn. Das liebe Kind, das zwischen ihnen aufwuchs, trachtete sie gut und tüchtig zu erziehen. Zu ihrer großen Freude wuchs das Bürschchen heran, klug und schön, voll von einer gewissen Grazie und Lieblichkeit, die der ausgesprochenen Jugenhaftigkeit doch keinen Abbruch that. Jeder Tag in einer solchen Ehe, mit solch einem Kind im Hause, ist ein Fest. „Wie glücklich die sein müssen!“ — Jeder, der die drei auf der Straße, im Wagen, irgend wo, irgend wann sah, mußte es denken. Der jungen Frau sarte Schönheit, des Mannes anziehendes, markiges Gesicht, Bubi's liches, liebes Wesen kam einem nicht so bald wieder aus dem Sinn, und namentlich der zärtliche Klang, mit dem der Kleine das Wort „Mütterchen!“ sagte, klang einem lange im Ohre nach. „Mütterchen!“ — Kein Mensch hatte ihn gerade diese Form gelehrt. Der junge Rath nannte sein blutjunges kleines Weib „Mutter“, beinahe vom ersten Tag der glückseligen Ehe an, — und Erni hatte als erstes deutsches Wort Mutter sagen gelernt. „Mutter“ und „Darf ich?“ waren die am meisten gebrauchten Worte seines bald erstaunlich großen, von drohligsten eigenen Erfindungen strotzenden Kinderwortschages. „Darf ich?“ Das Wort lag ihm förmlich im Blute, dem am stricken Gehorjam, stricteste Rücksicht auf den Willen seiner Eltern gewöhnten kleinen Mann. Gehorsam gegen die Mutter hatte der Vater ihm besonders eingeschärft. Daher dies hundertmal des Tages wiederholte: „Mutter, — darf ich?“ „Mutter, — darf ich?“ „Mütterchen?“ zu Dir sagen?“ — „tam's eines Tages beim Gutenacht-Liebschen zärtlich heraus. „Das darfst Du, Bubi!“ — „Gute Nacht, mein Mütterchen!“ — „Sein „Mütterchen“ blieb sie nun. Und „Mütterchen, darf ich?“ klang's von Morgen bis Abend hell und froh durch's Haus. Und wenn er nicht durfte, was er wollte, dann hieß es lachend oft mit mühsam unterdrückten Thränen, in tapferer Selbstbeherrschung: „Mütterchen, dann schadet's auch nichts!“ — Denn er wurde zum strammen, echt hübenhaften Jungen herangezogen. Er sollte sich zusammen nehmen, nicht jammern, nicht weinen, Verbotes verschmerzen. Da gab's manche schwere Ueberrassungen. Den jungen Eltern selbst ward die consequente Erziehung nicht leicht. Manch liebes Mal wären sie am liebsten umgekehrt, wenn Bubi sich die brennende Luft, mit ihnen auszugehen, ohne Klage, ohne ein Jucken des lieben Gesichtes verbißten hatte, weil es klipp und klar geheißen: „Nein, heut' nicht! Heut' geht es nicht! Heut' geht es nicht! Heut' bleibst Du bei Meiner Marie zu Haus!“ Dies rührende, heiter entfallende: „Adieu, Vater! Adieu, Mütterchen!“ beim Abschied dann, — was lag darin! Fast noch schlimmer und schwerer war das Zubehalten für den kleinen Mann, wenn Mütterchen allein ausging. Und einmal war's ganz besonders schwer. Das war nach langem, häßlichem, scharfem Nachwinterwetter der erste sonnige, lockende Frühlingstag. Ueber Nacht schien irgend ein unsichtbarer, unbegreiflicher Zwang gebrochen. Etwas Jubelndes lag in der Luft. Und Mütterchen sah so schön aus in dem neuen grauen Kleid und dem kleinen Frühlingshut. Mütterchen war so lange nicht hinaus gewesen. „Nein, Du darfst heut' nicht mitgehen, Bubi! In einer Stunde geht Du mit Marie aus!“ hatte sie gesagt. Da war er still in seinen Spielzeugwinkel gegangen, frisch drauf los, stramm und bieder, als sei nichts geschehen, als töde kein Kampf zwischen Wunsch und Entsagen in seiner kleinen Brust. „Soll ich das andere heut' lassen? Mit ihm ausgehen?“ dachte die junge Frau einen Augenblick. Da tam diese Angst, dieser Schmerz wieder. — „Nein, heute mußte es sein!“ — „Wie lange hatte sie auf den ersten warmen Tag gehofft! Sie war krank gewesen den halben Winter, viel, viel tränkter, als sie gezeigt. Der leichte Husten, mit dem sie sich herum gequält, schien aus einem wunden, weogen Schmerzsherd in ihrer Brust heraus zu kommen. Die Hitze frög ihr oft so jäh ins Gesicht. Und im warmen Zimmer froz sie dann oft wieder so sehr. — Ihres Mannes Aengstlichkeit hatte sie lachend beschwichtigt.

Aber die eigene, die seit ein paar Wochen jäh erwacht, die sich in schlaflosen Nächten drohend erhob, ließ sich auf einmal nicht mehr beschwichtigen. Sie wollte Gewißheit haben! Zum Glück hatten sie seit Erni's Geburtstag keinen Arzt mehr gebraucht. Der von damals war weggezogen. Kein leichter Entschluß war ihr's, zu dem ganz fremden zu gehen; der erste, tüchtigste sollte es sein. Sie hatte sich wohlweislich erkundigt. Allein, ohne ihren Mann wollte sie gehen, ihm die Sorge hinauschieben, wenn's eine war, ihm im anderen Falle lachend gesehen, was sie ihm erspart, und moor sie sich umsonst geängstigt hatte. „Adieu, Bubi! Frühstüde schön! Folge gut!“ — Er springt von seiner Pferde-Besorgung auf, läuft auf sie zu, breitet die Arme aus: „Adieu, mein Mütterchen!“ Seine Stimme klingt ganz tapfer und hell, unsagbar zärtlich. „Mein Mütterchen!“ wiederholt er noch einmal, sie betrachtend. Was ist's nur, was ihn packt in diesem Augenblick? Er läuft zu seinen Pferden im Spielzeugwinkel zurück, macht sich emsig zu schaffen mit Zügel und Zaumzeug, beugt sich tief herab. Was er murmelt, gilt dem Scheden. Das ist ein Durchgänger, dieser Sched! Aergern muß man sich über den! Bis zu Thränen? Ja, bis zu ungestüm über die Bäckchen tollernden, glühend heißen Thränen. Da steht die Mutter noch und sieht ihn erstaunt an. Mit einem raschen Blick sieht er sich um. Da, — ein fassungsloses Aufschluchzen! Er springt auf. „Mütterchen! Mütterchen!“ — „Darf ich nicht doch mit? Darf ich nicht?“ will er fragen. Da aber strafft sich der unsichtbare Zügel der Erziehung mit einem einzigen Rud. Während er aufstand, hat er sich beherrscht. Die kleine Anwendung von Unart und Eigenwillen ist bezwungen. Der liebste Ausdrück liegt auf seinem kleinen, runden Tränen-gesicht, als er der Mutter zusieht. „Mütterchen, darf ich — Dir noch ein Küßchen geben?“ — „Klingt es nun klar und hell. Sie hat ihn innig ans Herz gezogen, ihren lieben Jungen. Sein Mündchen lag wie eine frische Rose auf ihrem Mund, und die stärkste und reinste Zärtlichkeit der Welt strömte von seinem kleinen Herzen zu ihrem. Froh und freudig ging er dann zu seinem Spiel, in seine liebe Kindheitswelt, zurück. Und sie fuhr durch den Sonnenschein dahin. Das lange Warten in dem besetzten Wartezimmer ward ihr leicht. Und auch die gefürchtete Consultation war gar nicht so schwer. Was der kluge und liebenswürdige Arzt da sagte nach sehr langer, sehr genauer Untersuchung, klang nicht schlimm. Es werde ja Frühling, das sei ungeneuer günstig. Sie solle sehr viel Milch trinken, solle im Sommer an einen kühlen Ort. Dann noch viele Verhaltungs-Regeln, ruhig, heiter, gegeben, in leichtem Ton. Nichts Beängstigendes dabei! Nein, wie ich darf und forschend sie ihn auch ansah, nichts schwer Besorgtes, Besorgniß Erregendes lag in seinem Blick. Er nahm die Sache leicht. Und ihr ward's plötzlich auch leicht ums Herz. Dester wieder zu kommen, versprach sie ruhig; sie konnte ihrem Mann ja nun alles sagen. Liebenswürdig, freundlichen Blickes gab der Mann ihr die Hand zum Abschied. „Nur — eins —!“ — Sie stand, ihre Hand in der seinen, schon in der Nähe der Thür. „Eine Bitte! Ihren kleinen Sohn betreffend!“ — „Ihren kleinen Sohn betreffend?“ — Sie sah ihn an, wild erschreckt auf einmal durch irgend ein unbeschreibliches, unerklärliches Etwas in seinem Aussehen, seiner Stimme. „Und doch, — nein, — er war ja der Alte!“ — Er sah sie so liebenswürdig bittend an, — so zart bittend. „Küssen Sie Ihren Jungen nicht!“ — Er sprach den Satz hin, als sei er nicht zu Ende gesprochen. Aber ihr jähes Aufzucken schnitt ihn ab. Sie selbst ergänzte ihn, und die wiederholte der Verurtheilten sprache aus dem einen Wort, mit dem sie ihn ergänzte. „Nicht — mehr!“ — Sie sah sich bald. Er sprach so gut zu ihr. Und sie hatte ihren kleinen nicht ohne Rückwirkung auf sich selbst zu Tapferkeit und Selbstbeherrschung erzogen. „Nun, heute mußte es sein!“ — „Wie lange hatte sie auf den ersten warmen Tag gehofft! Sie war krank gewesen den halben Winter, viel, viel tränkter, als sie gezeigt. Der leichte Husten, mit dem sie sich herum gequält, schien aus einem wunden, weogen Schmerzsherd in ihrer Brust heraus zu kommen. Die Hitze frög ihr oft so jäh ins Gesicht. Und im warmen Zimmer froz sie dann oft wieder so sehr. — Ihres Mannes Aengstlichkeit hatte sie lachend beschwichtigt.

Ein Zauberkunststück. Hier ist ein großes Glas beinahe bis an den Rand mit schwarzer Tinte gefüllt. Um nun die Tinte zu prüfen nimmt man eine Karte, z. B. Herzens-Aß, und taucht sie in das Glas. So wie man sie heraus nimmt, ist natürlich der eingetauchte Theil schwarz, wie in Fig. A. ersichtlich. Dann bedeckt man das Glas mit einem weißen Taschentuch, und mit dem Ausruf: „Tinte, verschwinde“, nimmt man das Tuch fort, um den Zuschauer ein Glas voll klaren Wassers zu zeigen, in dem ein Goldfischlein lustig herum schwimmt. Dieser interessante Trick wird folgendermaßen ausgeführt: Die augenscheinliche Tinte besteht aus einem Streifen schwarzen Papiers, welches genau nach der Form des Glases geschnitten wird und sich den Seiten anpaßt. Aber wie erscheint die Karte schwarz nachdem man sie hineingetaucht hat? Die Karte ist doppelt, d. h. zwei Karten werden mit den Rückseiten zusammengeklebt und der untere Theil der einen Karte, die man dem Publikum nicht zeigt, wird mit Farbe oder Tinte schwarz gemacht. In dem man das Glas mit dem Taschentuch bedeckt, nimmt man zu gleicher Zeit das schwarze Papier mit heraus. Dann sieht man das klare Wasser mit dem darin herum schwimmenden Goldfischlein, wie Fig. B. zeigt. Um neugierige Leute fern zu halten, kann man sie darauf aufmerksam machen, daß die Tinte sie bespritzen würde, wenn sie zu nahe kämen. Das Glück ist bezaubert. Will es der Zufall, daß ihm als Erster ein Fiel über den Weg läuft, sogleich läßt es diesem die ganze Bescherung auf. Ein Meinsfall. Sie (enttäuscht über ihren Sommeraufenthalt): „Himmel — und wegen eines solchen Nestes muß man dreimal in Dhmacht fallen!“ Galant. Herr: „Wie freue ich mich, Fräulein Irma, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben! ... Jetzt verstehe ich erit, warum ich mich bisher so gelangweilt habe!“ Aus der guten alten Zeit. Soldat: „Warum redt denn der Hauptmann heut' gar nicht mit Dir?“ Kamerad: „Ja, weißt Du, den hab ich bei der letzten Parade' zwei Mal auf d' Füß' treten!“ Rech. „Wie geht's Ihnen denn in Ihrer neuen Heimath, Herr Doktor?“ „Denken Sie sich — ich hatte schon eine ganz hübsche Praxis . . . auf einmal wird mein Patient unwohl und bleibt aus!“ Ueberflüssige Aufmerksamkeit. Köchin: „Madama, machen wir heut' 'n Herrn sei' Leidspeiß', Leberköß mit Sauertraut!“ Frau: „Nein! Heut' ist er ja so wie so schon gut aufgelegt!“ Süßhe Aufmerksamkeit. Wirth: „Herr Baron, die Bezeichnung war hoffentlich recht aufmerksam?“ Baron: „Sehr! Kellner und Mädchen forchten sogar an der Thür!“ Rech. A.: „Der Apotheker Miß hat ja schon wieder einen andern Provisor!“ B.: „Ja, der hat in letzter Zeit viel Rech gehabt; der erste Mar Morphium, der zweite Alkoholist und der letzte Bicyclist.“



in Fig. A. ersichtlich. Dann bedeckt man das Glas mit einem weißen Taschentuch, und mit dem Ausruf: „Tinte, verschwinde“, nimmt man das Tuch fort, um den Zuschauer ein Glas voll klaren Wassers zu zeigen, in dem ein Goldfischlein lustig herum schwimmt.



Dieser interessante Trick wird folgendermaßen ausgeführt: Die augenscheinliche Tinte besteht aus einem Streifen schwarzen Papiers, welches genau nach der Form des Glases geschnitten wird und sich den Seiten anpaßt. Aber wie erscheint die Karte schwarz nachdem man sie hineingetaucht hat? Die Karte ist doppelt, d. h. zwei Karten werden mit den Rückseiten zusammengeklebt und der untere Theil der einen Karte, die man dem Publikum nicht zeigt, wird mit Farbe oder Tinte schwarz gemacht.